

DAS MAGAZIN

Heft 48, 3. Dezember 2016



NIKLAUS PETER

Der Sympath und das Mitleid

Der Duden, so habe ich mich belehren lassen, kennt das Wort «der Sympath», während ich dachte, dies sei eine ironische Wortneubildung einer Pfarrkollektin, die mitunter ein paar scharfe Salzkörnlein in ihre Rede einstreut. Das würzt bekanntlich Speisen wie Reden.

Ein Sympath ist für sie nicht nur – wie für den Duden – «ein sympathischer Mensch», sondern einer, der immer sympathisch und selber nie von Antipathien getrieben ist, einer, der alles versteht, mit allen Mitleid hat (das griechische Wort *sym-patheia* bedeutet genau dies: Mit-Leiden), sich über nichts aufregt, alles verzeiht (auch Unverzeihliches), immer milde und sanft ist, stets positiv. Ein Mensch mit einer generalisierten Menschenfreundlichkeit sozusagen, mit einer auf Dauer gestellten Lebenswürdigkeit. Und das bis zu jenem Punkt, wo einem das richtig auf die Nerven geht: Nicht aus der Stärke, aus wirklicher Liebe und situativer Zuwendung, nie aus dem vollen Leben heraus, so dämmert es einem, sondern eher aus emotionaler Schwäche, aus Weichheit

und seelischer Ängstlichkeit heraus tut er, was er tut, und ist er, was er ist: ein Sympath eben. Er kann irgendwie nicht anders. Nicht gerade pathologisch, aber auch nicht wirklich gesund.

Wie steht es aber dann mit dem Mitleid, das im Christentum und auch im Buddhismus zu den wichtigsten Tugenden zählt? Ich glaube tatsächlich, dass solchermaßen flächendeckend gedachtes Mitleid seine Tücken hat, weil es zu billig ist und überspannt, weil es nie konkret und auch nie leidenschaftliches Mitleid ist. Selten eine Zuwendung, die sich auf das Leid des anderen wirklich einlässt.

Der barmherzige Samariter im Gleichnis Jesu hatte keine vorweg kalibrierten Sympathien für den zusammengeschlagenen, ausgeraubten Mann am Boden. Denn man muss wissen, dass die Völker der Juden und Samariter zur Zeit Jesu heftig zerstritten waren. Aber als er den verletzten jüdischen Mann dort liegen sah, da «jammerte es ihn», wie Luther dessen innere, in Mitleid umschlagende Bewegung übersetzt. Er geht zu ihm und wird quasi zum ersten und weltbekanntesten Barfuss-Mediziner.

Mitleid muss konkret sein, sonst steht es in der Gefahr, zu einem Blick von oben herab zu werden, wo statt Zuwendung oft Herablassung mitspielt. Mitleid bekommt man geschenkt, Neid muss man sich verdienen, so könnte man Robert Lembkes trockenen Kommentar zu dieser Problemlage zitieren.

Und doch: Man darf auch diese Kritik nicht überspannen. In Carol Reeds Film «Der dritte Mann» verkauft Orson Welles als gewissenloser Harry Lime im kriegszerbombten Wien verfälschtes Penicillin. Viele Menschen sterben daran, Kinder werden debil. Als ein Freund ihn zur Rede stellt, beide hoch oben in einer Kabine des Wiener Riesenrades, antwortet Lime folgendermassen: «Würdest du wirklich Mitleid empfinden, wenn eines dieser Pünktchen aufgehört zu laufen – für immer? Und wenn ich dir 20 000 Pfund offerierte für ein Pünktchen, das nicht mehr weiterläuft, würdest du dann ohne Zögern sagen, ich soll mein Geld behalten?»

Dann doch lieber Sympathen als solche Psychopathen.